

Am Rande

Zeitvertreib



Ahnungsvoll sang schon die Marschallin im „Rosenkavalier“: „Die Zeit, die ist ein sonderbar Ding“; wenn man „so hinlebt“, sei sie „rein gar nichts“, aber „dann auf einmal, da spürt man nichts als sie“.

Sonderbares vernahm man letzte Woche aus dem Feuilleton der Hamburger ZEIT. Dort ist offenbar ein, das Wort liegt nahe, Kultur-Kampf entbrannt. Er entflammte zwischen der Marschallin des Ressorts, der Frau Sigrid Löffler vom Fernsehen (ein Jahr im Dienst an der ZEIT), und dem Rosenkavalier des Theaters, dem Kritiker Benjamin Henrichs (24 ZEIT-Jahre). Der Kavalier kündigte und gab damit Kunde, daß er die Marschallin nicht mag.

Das führte zu allerlei Aufruhr im Blätterwald, zum Stochern im Nebel, der aus den Ab- und Hintergründen stieg – und selbst Harald Schmidt verspürte einen „unglaublichen Schock“.

Tatsächlich offenbart der Zwist den Ruin einer Idylle. Seinen etwas welken Ruhm nämlich verdankt das ZEIT-Feuilleton einer im deutschen Journalismus wohl einzigartigen Redakteursautarkie: Nur dem eigenen Urteil verpflichtet (und vom Neid ihrer ZEIT-fernen Kollegen beflügelt), heben bis heute die Kultur-Angestellten ihre Artikel ins Blatt; Ressortleiter-Einwände gelten allenfalls als Vorschläge, die Chefredaktion liest die Texte meist erst im gedruckten Blatt. Viel Raum für geniale Eingebungen, aber auch störrischen Größenwahn – doch eben mit dieser Freiheit ist es, so scheint's, finito.

„Auch diese Ära ist nun zu Ende, die Kräfte sind aufgebraucht“, hatte Henrichs jüngst über die Demission der Schaubühnen-Chefin Andrea Breth geschrieben: „Wenn erst der Fluch regiert, kann der Rücktritt die Rettung sein.“

Klarheit über Fluch und Untergang oder Rettung und Erlösung konnte die ZEIT selber am allerwenigsten bringen. Wer gierig nach ihrer jüngsten Ausgabe griff, überflog, fiebrig suchend, die wegweisenden Überschriften. „Szenen einer alten Ehe?“ Nein, was mit Kohl. „Wo gehobelt wird, fallen Späne?“ Was aus den USA. „Ein Star inszeniert sich selbst“? Ach, Voscherau. Der Zank um Löffler/Henrichs mahlt weiter in den strengen Kammern des ZEIT-Geists. Von dort raunt „Das Letzte“, die Kultur-Kolumne: „Nie erlebten wir solche Stille.“

JAZZ

Billies Blues des Lebens

Jazz is back, und die „Callas des Jazz“ war Billie Holiday, die Blues-Heroine aus den schwarzen Slums, die Heroin meinte, wenn sie „Moonlight“ sang, und mit 44 Jahren starb (1959). Billie is back: In der Jazz-und-Text-Collage „Lady Day at Emerson's Bar and Grill“ von Lanie Robertson kehrt sie wieder, Premiere ist diese Woche in Hamburg ambitioniertem „Theater im Zimmer“ (Regie: Christoph Roethel), und verkörpert wird die Lady von der amerikanischen Jazz-Sängerin Cynthia Utterbach. Mit der berühmten weißen Gardenie im Haar und dem Whiskeyglas am Klavier läßt sie Billies chaotisches Leben abrollen, beim letzten, scheinbar kessen Auftritt in einer Bar: Vergewaltigung mit zehn, Bordell, Gefängnis, Triumphe mit Benny Goodman, Verfall. Ein Lebens-Blues, der richtig schön reingeht, „I wonder where our love has gone“.



Utterbach als Holiday

RECHTSCHREIBREFORM

„Die Überrumpelung stoppen“

Horst Haider Munske, 62, Linguist und Deutsch-Professor in Erlangen, hat seinen Austritt aus der Kommission erklärt, die die umstrittene Rechtschreibreform nachbessern soll.

SPIEGEL: Aus welchem Grund kehren Sie nach Jahren dem Reformerkreis den Rücken?

Munske: Weil ich eine gründliche Überarbeitung des Regelwerks für nötig halte. Inzwischen ist mir klargeworden, daß die Kultusminister und die Mehrheit der Kommission das unbedingt vermeiden wollen. Ich will aber nicht Expertenarbeit leisten für etwas, das ich weder mitverantworten kann noch mitbeschließen darf.

SPIEGEL: Sie haben die Vorschläge doch selbst mit erarbeitet. Was stört Sie?

Munske: Ich habe schon 1993 erklärt, daß es nur eine Pflege, keine Reform der Orthographie geben kann. Man muß die Regeln verständlich darstellen und dabei Widersprüche und Spitzfindigkeiten ausräumen. Diese Reform aber versteigt sich bis zur Sprachplanung.

SPIEGEL: Wären Schüler nicht dennoch dankbar für Vereinfachungen?

Munske: Sicher, die alten Dudenregeln waren oft zu kompliziert. Alle Feinheiten

müßte man freilich in der Schule gar nicht lernen.

SPIEGEL: Wo liegt dann für Sie der Fehler?
Munske: Im Vereinfachungswahn. Da verschwinden etwa 800 sinnvolle Zusammensetzungen wie „heiligsprechen“ aus den Wörterbüchern. Groß- und Kleinschreibung wurde ins Prokrustesbett der Sprachdidaktik gezwängt. So etwas mag Schreib-Anfängern willkommen sein. Sprachbewußte Leser empört es – mit Recht.

SPIEGEL: Sollen die Regeln nicht nur für Schulen und Behörden gelten?

Munske: Ja, aber das ist doch als Hebel gedacht. Auf Dauer würde sich kein Verlag der Neuregelung entziehen können.

SPIEGEL: Was schlagen Sie statt dessen vor?

Munske: Die Überrumpelungsaktion muß gestoppt werden, jetzt. Dann könnte ein unabhängiges Gremium – das es bisher noch nicht gibt – eine Überarbeitung veranlassen.

SPIEGEL: Ist es dafür nicht zu spät?

Munske: Keineswegs. Es gibt ja die Rechtschreibung: in Millionen Büchern, dazu im Sprachbewußtsein aller, die

Deutsch schreiben und lesen. Eine Revision in zehn Jahren, wie das einige versprechen, wäre weit mühsamer.

SPIEGEL: Und die neuen Schulbücher?

Munske: Man könnte sie weiterbenutzen, wenn man die neue „ss“-Regel beibehält und das übrige korrigiert. Es würde auch signalisieren: Zum alten Duden wollen wir nicht zurückkehren.



Munske